

Eine seltsame Geschichte aus den Tagen der Pariser Commune

Autor(en): **Maillard, Georges**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **152 (1873)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373560>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine seltsame Geschichte aus den Tagen der Pariser Commune.

Zu den Hunderttausenden, die während der Schreckenstage des April und Mai in Paris zurückblieben, nicht weil sie die verbrecherischen Absichten der Commune unterstützten oder billigten, sondern nur weil sie nicht wußten, wohin sie flüchten sollten, und weil sie auch einen so gräßlichen Ausgang nicht ahnten, gehörte ein Zeichner für ein großes Pariser illustriertes Journal.

In dieser Eigenschaft durchstrich er auch während der Herrschaft der Commune alle Stadttheile von Paris, um die wunderlichen und schreckenerregenden Ausritte jener Tage mit dem Stift wiederzugeben. Politik war ihm ganz fremd. Er machte bald hier bald da seine Skizzen, auch als die Truppen von Versailles in Paris eingedrungen waren und die Kugeln durch die Straßen pfliffen und die Bomben plakten, gieng er, nur an seine Pflicht denkend, von Straße zu Straße, von Barrikade zu Barrikade, und hielt die effektvollen Momente in seinem Skizzenbuch fest, oft genug freilich mit zitternder Hand und blutendem Herzen.

So saß er auch bei der großen Barrikade am Chateau d'Eau auf einem Granitblock und zeichnete, als die Versailler plötzlich im Sturmschritt vordrangen. Im Nu war er ergriffen und fünf Minuten darauf mit einem Haufen anderer Gefangenen, welche die Waffen geführt hatten, hinter die Schußlinie gebracht. In der Wuth des Kampfes gab es kein Protestiren. Die Gefangenen mußten Gott danken, wenn sie nicht sofort niedergemacht wurden.

Man führte ihn mit der ganzen Schaar nach Versailles. Auch dort erwies sich jede Reklamation als vergeblich. Die Zahl der Gefangenen wuchs stündlich um Tausende.

Wer soll in solchem Gemüth, an solchen Tagen, die Stimme eines einzelnen, noch dazu wenig bekannten Mannes vernehmen? Uebrigens reklamirte ja auch jeder. Jeder nannte sich unschuldig und verlangte seine Freilassung. Die Offiziere zuckten die Achseln und die Oberbehörden enthielten sich jeder übereilten Entscheidung. Viel Tage blieb er in Satorj; dann wurde er mit andern 600 Gefangenen nach Cherbourg, auf die Pontons (Brückenschiffe für

Kriegszwecke), geschafft, um dort das Weitere zu erwarten.

Es gieng ihm die Ahnung auf, daß seine Gefangenschaft sich noch um Wochen verzögern könne. Hätte er allein auf der Welt gestanden, so würde ihn diese trübe Aussicht nicht sonderlich bekümmert haben. Aber in Paris hatte er Weib und Kind, ein liebes, herziges Weib von 25 Jahren, mit dem er seit 5 Jahren verheiratet, und ein rosenwangiges, goldlockiges Töchterlein von 4 Jahren, mit dem süßesten Geplauder — sein Abgott, sein einziges und alles. Ach, von diesen fern zu sein war bittere Qual, und Höllepein, zu denken, daß sie nicht ahnten, wo er sich befand und was ihn fernhielt. Jeden Morgen, jeden Abend, wenn die Zeit kam, in der sein Viebling an seinem Halse gehangen und ihn mit Schmeichelworten begrüßt, streckte er die Arme in die Luft und rief fast verzweifeln: Martha! meine Martha!

Und wahrlich, nicht geringer als seine eigenen Qualen waren diejenigen, die sein junges Weib erduldet, als der Gatte den ersten, den zweiten Abend ausblieb, während das Feuer durch Paris raste, die Kugeln Mauern und Dächer niederschmetterten und der Erdboden von Explosionen erzitterte. Wo ist der Vater? fragte die kleine Martha stündlich dringender die bleiche Mutter, in der plötzlich die furchtbare Ahnung aufstieg: todt, er ist todt! Sie nahm das Kind an die Hand und stieg auf die Straßen hinab, sie begann eine entsetzliche Wanderung durch die Leichen- und Schutthaufen, jeden fragend, der nur irgend Auskunft geben konnte, bis man sie endlich nach Versailles wies.

8 Tage lang irrte sie, immer ihr Kind an der Hand, um die Barriären, hinter denen die Tausende und aber Tausende von Gefangenen sich befanden; man ließ sie nicht ein. Endlich ward ihr die Antwort: Ihr Mann ist gefangen und nach einem Kriegshafen geschafft! — Die furchtbarste Angst war nun freilich von ihrem Herzen genommen, aber um so mehr wuchs die Sehnsucht nach dem Gatten, den sie unschuldig und unglücklich wußte, um so mehr zerrissen die Fragen des geängsteten Kindes nach dem Vater, der immer und immer ausblieb, ihr Herz. „Sie

müssen sich an Hrn. Thiers wenden, ihm eine Bittschrift überreichen," hieß es. Sie setzte die Bittschrift auf; Martha sollte sie mit ihrer kleinen Hand, mit ihrem rührenden Gesichtchen überreichen. Aber der Präsident der Regierung hatte wenig Zeit, sich um die Angelegenheiten einzelner zu kümmern; und es war unmöglich, ihm zu nahen, ihn zu sprechen, Tag auf Tag verging; die junge Frau sah den kleinen Mann, der die Geschichte Frankreichs leitete, nur aus der Ferne und Martha hielt vergeblich ihre Hand mit der Bittschrift empor.

Endlich! Ein Diener nahm ihr dieselbe ab. Ein Beamter gab später den Bescheid, die Angelegenheit ihres Mannes werde geprüft, in einigen Wochen dürfe er hoffen, in Freiheit gesetzt zu sein; der Untersuch. müsse regelrechten Gang nehmen.

Die junge Frau tröstete sich, um so mehr, da sie nun auch einen Brief ihres Gatten erhielt. „Der Vater hat geschrieben! der Vater wird zurückkommen!“ jubelten Mutter und Kind, und die Mutter führte die Hand der Kleinen zu einem Antwortbrief: „Lieber, guter Vater! Es geht uns gut und wir umarmen und küssen Dich tausend Mal. Verliere nur den Muth nicht und komme bald zurück. Deine Dich liebende Tochter Martha.“

Es war ein Strahl des Glückes, der in die traurige Einsamkeit des Ponton-Gefangenen fiel, als er diese Zeilen erhielt. Er las sie den ganzen Tag, er küßte sie, er barg sie auf seiner Brust. Tag auf Tag verging ja, und einer mußte kommen, der ihm die Freiheit gab!

Aber neue und entsetzliche Sorgen erfüllten inzwischen die Brust der Gattin, der Mutter. Martha war bleich und kränklich geworden. Die vielen und langen Wanderungen in Paris, in Versailles, hatten die zarte Gesundheit der Kleinen angegriffen. Ihre Augen waren so groß, ihr Athem so unruhig, der Puls fieberhaft. Martha mußte das Bett hüten; der Arzt kam und zuckte die Achseln. Die Mutter saß am Bette des Kindes, die Hände gefaltet, den Blick in das Unendliche gerichtet, betend, hoffend, verzweifelnd. Martha lag still, nur ängstlich athmend. Da richtete sie sich auf und lächelte.

„Mutter, ich sehe Vater, ich sehe meinen lieben Vater!“

Sie sank zurück und nach 4 Stunden hütete die junge Mutter eine Leiche.

Eine Nachbarin brachte einen Brief, aus Cherbourg, von dem Gefangenen. Die Mutter öffnete ihn nicht, sie hielt die erstarrten Hände des Kindes in den ihrigen. Erst später las sie den Brief. Was enthielt er? Mögen die Zweifler spotten, die Freigeister lächeln; ich schreibe den Brief wörtlich ab, sein Inhalt ist wörtlich wahr, ich erfinde nichts.

„Liebes Weib!“ schrieb der Maler, „was geht zu Hause vor? Ein großes Unglück droht uns. Soeben stand ich auf der Brücke des Pontons und ich sah, hörst Du, ich sah unsere kleine Martha, die zum Himmel emporflog. Sie lächelte mir zu — ich habe es gesehen, wirklich gesehen — sie warf mir Blumen zu. Sage mir, ich sei wahnsinnig, ja, es kann sein, ich glaube es selbst. Aber schreibe mir sogleich. Was macht mein Kind? Ich bin in Todesängsten. In 3 Tagen habe ich meine Freilassung zu erwarten, in 3 Tagen bin ich bei Euch. Aber schreibe mir sogleich, heute noch. Ich umarme Euch beide!“

So steht es wörtlich in dem Brief, den ich gesehen.

Nach 3 Tagen kam der Vater und fand sein todt'es Kind. Man sagt, die Republik wolle ihren Irrthum gut machen, wolle den unschuldig so schwer Geprüften dekoriren, ihn entschädigen —

Aber wer giebt ihm seine Tochter wieder!

Georges Maillard.

Guter Rath ist Goldes werth.

Ein Geldmann kam zu J. Rothschild in Paris und klagte ihm: „Ich habe dem Grafen S. 10,000 Fr. geliehen. Nun ist derselbe nach Konstantinopel verreist, ohne mir eine Quittung zu hinterlassen.“ — Ohne weiteres sagte Rothschild: „Schreiben Sie ihm sogleich, er solle Ihnen die 20,000 Fr. bezahlen.“ — Aber — sagte der Andre — er ist ja bloß 10,000 Fr. schuldig. — „Grade deswegen“ — entgegnete der schlaue Rothschild — „wird er Ihnen sogleich zurückschreiben, daß er Ihnen bloß 10,000 schuldig ist, und dann haben Sie ja, was Sie wollen.“

*

Wer höher steigt, als er sollte,
Fällt tiefer, als er wollte.